



**Gedenkgottesdienst**

**30 Jahre Reaktorkatastrophe Tschernobyl**

**Marktkirche Hannover**

**26. April 2016**

**Es gilt das gesprochene Wort**

„In den ersten Tagen stellten wir uns immer wieder die Frage: Wer ist schuld? Als wir dann mehr erfuhren, überlegten wir: Was tun? Wie können wir uns in Sicherheit bringen? Heute, da wir uns damit abgefunden haben, dass das keine Sache von ein, zwei Jahren, sondern von mehreren Generationen ist, kehren wir in Gedanken nach und nach zurück, blättern Seite für Seite um...ich war so jung. Mein Sohn war klein... wir haben geliebt“ (Nadescha Wigowskaja, Umsiedlerin aus Pripjar in: Swetlana Alexijewitsch, Tschernobyl, S. 189 und 192)

Vor 30 Jahren änderte sich das Leben in der Stadt Prypjat von einem Moment auf den anderen. Die Stadt Prypjat war jung. 26 Jahre betrug der Altersdurchschnitt der knapp 50.000 Einwohner in der 1970 errichteten sozialistischen Musterstadt. Atomkraft war die neue Verheißung - und Prypjat war ihr Zentrum. Die besten Talente der Sowjetunion siedelten sich dort an, um im drei Kilometer entfernten Kraftwerk Tschernobyl zu arbeiten. Dann der Versuch der Wissenschaftler, durch den in Tschernobyl eine verheerende Katastrophe ausgelöst wurde. Gewaltige Explosionen rissen damals die 1.000 Tonnen schwere Abdeckung des Reaktorkerns aus den Angeln und zerstörten einen Teil des Reaktorgebäudes. Ein heftiger Brand ließ radioaktive Partikel in mehr als 1.400 Meter Höhe schleudern und eine unkontrollierbare hochgiftige Wolke bilden. Die Gefahr der Strahlen und des verheerenden „fallouts“ näherten sich unsichtbar und still. Die Länder Westeuropas erfuhren von dem Unglück über sprunghaft angestiegene Strahlungswerte in Finnland, Schweden und Norwegen erst am Abend des 28. Aprils. Am 30. April wurde der Deutsche Wetterdienst von besorgten Bürgern bestürmt. Das schöne Frühsommerwetter des nächsten Wochenendes nahm auf eigentümliche Weise etwas Falsches an.

Vor 30 Jahren erlebte die Welt die erste globale Industriekatastrophe. Hilflosigkeit bei den Regierungen, Verunsicherung der Experten, Angst und Wut bei der Bevölkerung prägten die



Stimmung: Jeder erinnert sich an diesen Monat im Frühjahr 1986, in dem der Glaube an eine sichere, unbeschwerte Zukunft jäh zusammenbrach. Noch heute erinnern sich viele von uns an den Moment, als sie zum ersten Mal von „der Wolke“ hörten, die zu uns vordrang.

Von einem Jahrestag zu sprechen wird dem Ereignis nicht gerecht. Es wirkt ja fort. Es ist noch nicht zu Ende. Noch immer werden Menschen mit Geburtsschäden geboren, deren Leben geprägt sein wird von einem Ereignis, das fast 30 Jahrzehnte vor ihrer Geburt stattfand. Diese Katastrophe kennt keine Vergangenheit, sie ist Gegenwart und Zukunft, eine Zukunft mit Ewigkeitscharakter. Diese Katastrophe wird unser Leben überdauern, sie übertrifft unsere Vorstellungen von Zeit und von Zahlen, und sie wird sich weiter entfalten in Formen, die selbst für die Wissenschaft bisher noch unbekannt sind. Kernkraft hat durch Tschernobyl und endgültig durch Fukushima seine Unschuld verloren. Und darin zerfiel die Hoffnung, dass mit der wissenschaftlichen Vernunft und Risikoabwägungen eine gute Zukunft der Menschheit und der Schöpfung garantiert sein könnte.

Wir sind heimatlos geworden durch diese Katastrophe. Das lichte Bild, dass die Technik uns eine bessere Zukunft bringen wird, hat eine dunkle Schattenseite. Und dieses Dunkel lässt uns in Sorge und Skepsis auf neue technologische Verheißungen schauen. Wir hören noch einmal die drei Fragen von Nadescha Wigowskaja, der Umsiedlerin aus Pripjar: Wer ist schuld? Was tun? Wie können wir uns in Sicherheit bringen?

Wer ist schuld? Wir Menschen sind schuldig, wenn wir fahrlässig und sorglos Technologien einführen, deren Wirkungen wir nicht ausreichend abschätzen können.

Was tun? Es gilt dem Prinzip der Vorsicht zu folgen, damit mögliche Gefährdungen und Schädigungen von Menschen, Mitgeschöpfen und Umwelt auch dann zum Handeln verpflichtet, wenn wir über diese möglichen Auswirkungen keine letzte wissenschaftliche Gewissheit haben.

Wo können wir Sicherheit finden? Vorhin haben wir einen Abschnitt aus dem Buch des Propheten Micha als Lesung gehört. Ein utopischer Text, der vor allem durch seine Verwendung in der Friedensbewegung der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts prominent geworden war: Schwerter zu Pflugscharen. Hinter diesem geschichtsträchtigen Bild treten andere Verse in den



Schatten. „Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen und niemand wird sie schrecken.“ (Mi-cha 4,4). Eine Landschaft, in der es möglich ist, ohne Schrecken zu leben. Ein Raum des Friedens, aus dessen Mitte die Weisung zum Frieden ausgeht. Alle Völker haben Raum in dieser Landschaft. Jede und jeder hat ein Recht auf Heimat. Diese Vision ist keine landwirtschaftliche Idylle, sondern eine radikale Umqualifizierung.

„Zur selben Zeit spricht der Herr, will ich die Lahmen sammeln und die Verstoßenen zusammen bringen.“ (Micha 4,6) Hinkende, Umherirrende und Entfernte, Menschen, die ihren Ort verloren haben, die versehrt sind an Leib und Leben, werden dorthin zurückgeholt. Krieg und Katastrophen haben sie zerschlagen, lahm geschlagen, in die Flucht geschlagen und nun kommen sie zu Gott.

In Micha 4 wird eine Utopie entworfen. Ein Sehnsuchtsraum, der noch keinen Ort in der Wirklichkeit hat. Doch erst dadurch merken wir, was uns fehlt. Mit seltsamem Heimweh suchen wir nach einer Welt, die uns ohne Zerstörung und bedrohliche Risiken einen Ort des Friedens gibt. Wir sind „displaced persons“. In diesem englischen Wort wird es beschrieben: entortete, heimatlose Menschen. Andere gibt es nicht. Wir tragen die Spuren der vergangenen Erfahrungen in uns. Die Erschütterungen bleiben. Sie sind in unsere Identität eingeschrieben. Im Gegensatz zu unseren Kindern sind wir die, die sich noch an die Radiomeldungen über die giftige Wolke erinnern, die vor 30 Jahren zu uns herüberwehte. Und was wir bedenken heute, ist ein prägender Teil unserer neuen Ortslosigkeit.

Vielleicht ist die Vertreibung aus dem Paradies das Trauma, von dem wir uns nie-mals mehr erholt haben. Zeit unseres Lebens suchen wir nach Orten, an denen wir sagen können: Siehe, es ist sehr gut. An denen wir sein dürfen, die wir sind. Ein unstillbarer Durst macht uns zu Suchenden der göttlichen Gegenwart. Die Sicherheit, die uns Furchtlosigkeit schenkt, scheint es nicht mehr zu geben. Angst ist zu einer Infektionskrankheit geworden. Und wir suchen nach einer Gegenwart, die uns aus der Ruhelosigkeit erlöst. „Unruhig ist mein Herz, bis es Ruhe findet in Dir“. (Augustinus)

So wie die Ängste wachsen, so wachsen auch die Wünsche und Sehnsüchte auf ein neues, anderes Leben. Noch gemischt mit Fragen und Ängsten. Aber in jeder Situation gilt: Ein neuer Anfang ist möglich. Vielleicht ist das tatsächlich der größte anzunehmende Unterschied zwischen den Menschen, die an Christus glauben und denen, die keinen Glauben haben. Es kann neu begonnen werden. In aller Schuld und in jedem Verhängnis, in jedem Abschied und Weitergehen gibt es die Chance eines neuen Anfangs. Nicht irgendwie weiter so, ein bisschen anders und besser, sondern neu! So zu handeln, dass die Wirkungen meines Handelns die Fortdauer des menschlichen Lebens ermöglichen, (das heißt konkret: ich handle für das Morgen dieser Welt), das ist keine Phantasie der Furcht, sondern eine tiefe Hoffnung. Denn diese Hoffnung trägt die Gewissheit: Gott bleibt in dieser Welt. Er bleibt an unserer Seite. Heute ist kein Jahrestag, sondern ein Merkzeichen in der Erdgeschichte, welches wir bedenken. Ein Merkzeichen, das noch in hunderttausenden von Jahren von einem menschlichen Turmbau erzählt, der grandios eingestürzt ist. Doch wir blieben in seinen Trümmern eingeklemmt, wenn wir nicht mit Vernunft und festem Glauben, mit starker Hoffnung und Demut für eine andere Welt arbeiten.

Deshalb hören wir die Zeilen von Micha wie einen uralten Traum, der uns immer wieder unruhig schlafen lässt. Denn ob diese Welt eine Hoffnung hat, das erkennen wir erst, wenn wir für diese Hoffnung arbeiten.

So bleibt dieses Merkzeichen in die Tischplatte der menschlichen Zivilisation eingegraben, unübersehbar. Und an diesem Tisch sitzen wir. Es gibt nur diese eine Welt, in die Gott uns gestellt hat. Frei und verantwortlich. Und so antworten wir jeden Tag mit Dietrich Bonhoeffer auf die Frage: Was tun?

„Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen,  
nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen,  
nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit.  
Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens,  
nur von Gottes Gebot und deinem Glauben getragen,  
und die Freiheit wird deinen Geist jauchzend empfangen.“<sup>1</sup>  
Amen

---

<sup>1</sup> Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, DBW Band 8, Seite 571